

## Das achte Dorf

**In der russischen Steppe liegt am Rande eines Testgeländes für chemische Waffen das Dorf Bagai Baranowka. Es ist das einzige, das nicht evakuiert wurde.**

Text: Christian Schmidt

Fotos: Thomas Kern

Andrej, Elektriker der Kolchose von Bagai Baranowka, deutet in die Ferne, dorthin, wo am nächtlichen Horizont ein einzelnes Licht seinen Schein verbreitet. Das ist das Lagerhaus, sagt er. Eine Stunde Fussmarsch entfernt sei es, vielleicht etwas mehr. Das Gespräch stockt. Wir stehen in der Dunkelheit, im Gesicht kalten Wind aus der südrussischen Steppe, im Rücken das schlafende Dorf. Gestern waren wir nach Bagai Baranowka gekommen, im Wissen, was da draussen in der Einöde ist, doch ohne einen Bruch erkennen zu können. Wir sahen stoppliges Gras, darauf Traktorspuren, die in die Weite führen; wir gingen auf dunkelbrauner Erde, von den Rädern aus dem Boden gerissen; wir fanden zwischen niederem Gehölz Hühnerfedern, vielleicht ein Anzeichen für Wölfe, doch das war alles. Nun gibt uns Andrej einen ersten Anhaltspunkt: das Lagerhaus. Bagai Baranowka grenzt an ein Gelände, das den chemischen Waffen gehört. Hier werden sie getestet, Jets fliegen über das Gelände und werfen Bomben, hier werden sie gelagert, und hier werden sie vergraben, wenn sie den Ansprüchen des Militärs nicht mehr genügen. 3'000 Tonnen Adamsit, aus dem ersten Weltkrieg stammend, ruhen hier.

Andrej nimmt das Gespräch wieder auf. Es schlägt Haken und verirrt sich in Diskussionen über die Kriege in Afghanistan und Tschetschenien.

Am nächsten Morgen gehen wir durch das Dorf, vorbei an kleinen, von der Sonne graugebrannten Häusern. Sie klammern sich an wenige Strässchen, die selbst ohne Halt sind und rudernden Ärmchen gleich in die Landschaft greifen. Raben lärmen in kahlem Geäst und streiten sich um alte Nester. In der Kolchose werden zwischen Wracks die brauchbaren Traktoren und Raupenschlepper revidiert. Bald ist der Boden genug abgetrocknet, um die ersten Furchen zu ziehen. Hinter der Schule brennen Feuer. Es ist Lenins Geburtstag, Tag des Aufräumens. Die Kinder tragen zusammen, was der Schnee verdeckt hat. Sie sagen "Bonjour" und "Au revoir", denn sie können alle französisch, sie kennen das Passé simple, Mireille Mathieu und die Champs Elysée. Ein strohbeladenes Pferdefuhrwerk fährt vorbei, zwischen den Deichseln eine Stute. Sie läuft Trab, in einigem Abstand folgt ihr Fohlen, vergnügt die Hinterbeine in die Luft werfend. Eine Schar Hühner pickt am Ufer des Flüsschens Bagai, das durchs Dorf fließt.

Hunde suchen die Sonnenwärme. Sie rennen vor den Fremden davon, dann bellen sie hinten drein, alle mit offensichtlich demselben Stammbaum. Am Dorfplatz hat das Verwaltungsgebäude den Platz der Kirche eingenommen. Im ersten Stock des Gebäudes feiert Ludmilla ihre Pensionierung. Die Gäste sitzen an einem langen Tisch, beladen mit aufgesparten Vorräten des vergangenen Sommers. Ludmilla ist 55. Manchmal lacht sie und tanzt zum Akkordeon des Turnlehrers, dann wieder sitzt sie in sich gekehrt auf einem Stuhl. Wenig wird sich ändern mit dem heutigen Tag. Sie wird weiter auf der Verwaltung arbeiten, mit dem Unterschied, dass sie nun keinen Lohn, sondern nur noch eine Rente erhält. In Bagai Baranowka leben etwas mehr als tausend Menschen.

Einst standen weitere Dörfer hier draussen, sieben waren es. Wo genau, ist anhand der Landkarte nicht feststellbar. Weisse Stellen sagen nichts darüber aus, ob sie schon immer blank gewesen sind oder nicht. Die Dörfer sind verschwunden, die Menschen wurden evakuiert. Seit den dreissiger Jahren gehört ihre Heimat dem Testgelände, vierhundert Quadratkilometer einnehmend. Vor der Abfahrt in die Weite liessen wir uns von offizieller Seite informieren. Es sei alles sicher, hiess es, ein Zaun grenze die Gefahr ein, die Lager seien bewacht, die veralteten Bestände gut vergraben. Wir sprachen auch mit Wladimir Uglew, bis vor wenigen Jahren einer der führenden Entwickler neuer Gifte, nun als Financier in Moskau tätig. Er erzählte uns anderes. Er sprach von Unfällen und gelben Wolken über dem Gelände, von

verletzten Menschen. Er erzählte, dass ausgeschiedene Waffen unter freiem Himmel verbrannt werden. Das tun sie wirklich? Ja, sagte er.

Wir fuhren nach Bagai Baranowka und sahen, dass das Militär besser getan hätte, auch das achte Dorf zu evakuieren.

Im Büro von Bürgermeister Alexander Krasilnikow blühen eine rote und eine weisse Geranie, die Fensterscheibe ist mit blauem Band zusammengeklebt. Zu ihm führt uns anfänglich nur formelle Pflicht, dann beginnt Krasilnikow zu erzählen. 1986 war er Traktorfahrer auf der Kolchose von Bagai Baranowka. Eines Tages spürte er draussen in der Landschaft, wie etwas Unbekanntes seine Lungen füllte. Nichts hatte darauf hingewiesen. Er sass auf dem Traktor, wollte einatmen und konnte nicht mehr. Das Unbekannte stach ihm in die Lungen. Er fühlte Panik, floh nach Haus und suchte nach der Gasmasken. Als er sie überziehen wollte, zerfiel sie in Stücke. Er schloss Türen und Fenster und wartete. Nach einer knappen Stunde war die Atemlosigkeit weg. Alexander Krasilnikow machte sich wieder an die Arbeit.

Der Bürgermeister hat eine rauhe Stimme. Warum tun sie das nicht in Kasachstan, fragt er. Warum ausgerechnet hier? Früher besass jede Familie noch Gegengifte, heute nicht mehr. Die Medikamente sind veraltet, und für neue fehlt das Geld.

Alexander Krasilnikow fährt uns zur Mühle. Der Müller heisst Fedoseew Wasilowitsch. Er kommt heraus, schiebt die Mütze nach hinten und sagt: Es war im Juli 1973. Damals war ich jung. Ich wartete draussen auf jemanden, hier in

der Nähe. Plötzlich konnte ich nicht mehr atmen. Es war etwas in der Luft, das mir den Hals verschloss. Nach einigen Stunden liessen die Symptome etwas nach, aber sie verschwanden nicht. Am 4. Tag ging ich ins Ambulatorium unseres Dorfes. Man gab mir eine Atropinspritze und sagte, ich sei nicht der einzige, der gekommen sei. Blaue Haut hätten einige Menschen gehabt, und sie hätten den Tod ihrer Kühe beklagt. Nach der Spritze ging es mir etwas besser, aber nicht gut. Ich bin auch heute nicht gesund. Wer mit dem Gift in Berührung kam, hat chronische Atembeschwerden. Jetzt sind sie drann, die alten Bestände zu verbrennen, unter offenem Himmel. Das ganze Gift geht in die Luft. Ich bin 53. Die meisten Männer in Bagai Baranowka werden nicht älter als sechzig.

Wir gehen durch das Dorf, sprechen die Menschen an. Niemand, der nichts zu berichten hätte. Ljuba Remniowa trägt ein Kopftuch mit Blumen, gerade hat sie die Post erhalten, einen Brief, eine Zeitschrift. Von zwei Dingen besitze sie genug, sagt sie, Milch und Dreck. Auf der Kommode in ihrer Stube liegen zwei kolorierte Portraitaufnahmen. Die eine zeigt ihren Enkel Sergej, die andere ihren Mann. Ljuba Remniowa ist 60. Der Mann ist tot, er habe Krebs im Hals gehabt. Sergej ist auch tot. Am Tag nach unserem Besuch werden es genau fünf Jahre her sein, dass Sergej, bester Schüler des Dorfes, nach draussen spielen ging. Am Abend kam er nicht zurück. Man fand ihn erst am übernächsten Tag, am Ufer des Bagai in Nähe des Testgeländes. Die Todesursache wurde amtlich untersucht. Der Knabe sei ertrunken, hiess es, wahrscheinlich habe ihn ein Kollege

ins Wasser gestossen. Ljuba Remniowa sagt, sie wünsche niemandem Schlechtes, und der Tod des Enkels sei der Wille Gottes gewesen, doch sie glaubt den offiziellen Erklärungen nicht. Sie glaubt, Sergej habe aus dem Fluss trinken wollen und sei dabei ohnmächtig geworden. Das Wasser war an dieser Stelle kaum mehr als knöcheltief. Der Bagai entspringt im Testgelände, er windet sich in Schlaufen Baranowka entgegen.

Ljuba Remniowa erzählt aus ihrer eigenen Jugend. Sie erinnert sich, wie sie zusammen mit ihrer Familie in der Nähe des Testgeländes zur Getreideernte ging. Man war in die Arbeit vertieft, als plötzlich ein bläulicher Nebelschleier über den Boden zog. Mitten im Sommer! Alle sind hingefallen und ohnmächtig geworden. Nach kurzer Zeit erwachten sie wieder, der Nebel war weg. Tage später wollte die Familie wieder in dieser Gegend zur Arbeit. Unterwegs trafen sie auf einen Mann mit Schutzanzug und Gasmasken, der sich ihnen in den Weg stellte. Sie gingen zu ihm hin und sagten, er solle sie passieren lassen. Wir waren so unbekümmert! Der Mann liess sie nicht durch.

Im Büro des Schuldirektors essen wir mit dem Direktor und einigen Lehrerinnen zu Mittag. Auf dem Tisch stehen gebratene Kartoffeln mit Rindfleisch, geraffelte Karotten und Wodka. Natalia Nikolaiewna, die Französischlehrerin, ist auch dabei, so diskutieren wir auf französisch. Die Frauen erzählen von Explosionen, die die Fenster im Schulhaus aufdrückten. Die Druckwellen kamen aus dem Testgelände, 1993 oder 1994 ist das gewesen. Jahre zuvor habe sich einer ihrer Kollegen im

Fluss das Gesicht waschen wollen. Zu spät sah er, dass eine rosafarbene Lache auf dem Wasser schwamm. Als er wieder aufwachte, lag er im Spital. Später sehen wir in einem Schrank des Schulhauses Gasmasken. Einmal im Jahr übt der Turnlehrer mit den Kindern, wie die Masken überzuziehen sind. Als wir genauer nachfragen, stellt sich heraus, dass jede Schule in Russland über Gasmasken verfügt. Nein, die haben nichts mit dem Testgelände zu tun.

Den Elektriker Andrej lernen wir auf Ludmillas Pensionierungsfest kennen. Ich habe vergessen, nach seinem Nachnamen zu fragen. Andrej ist ein Koloss mit schalkhaften, blitzenden Augen. Andrej war in Afghanistan. Er schämt sich dafür, dass im vergangenen August das Grüne Kreuz die Kosten für die Therapie seiner beiden kranken Kinder übernehmen musste. Er schämt sich für seine Abhängigkeit von fremdem Geld. Auf dem Weg zur Arbeit quert Andrej jeden Tag mehrmals die Brücke, die die Ufer des Bagai verbindet. Seit drei Jahren fällt ihm auf, dass das Wasser im Winter zwar noch gefriert, doch das Eis bleibt nicht. Es wird von unten her aufgefressen. Nachts sei er manchmal unterwegs, sagt Andrej. Dann habe er einen seltsamen Geruch in der Nase. Wenn sie im Testgelände das veraltete Arsenal beseitigen, rieche es so.

Von Saratow her, Millionenstadt am Wolgaufer, waren wir nach Bagai Baranowka gefahren, auf einer birkengesäumten Asphaltpiste. Anfänglich folgte die Strasse kurz der Wolga, beladen mit letzten Eisschollen, dann wandte sie sich ins Landesinnere. Wir sassen im kleinen Bus des Kinderspitals von Saratow,

zusammen mit Olga Frolova, Tanja Goltsova und Alla Boucharskaya. Die drei arbeiten am Kinderspital, Olga und Tanja sind Ärztinnen, Alla ist Biochemikerin. Auf der Fahrt durch die Steppe übersetzten sie uns die Namen der wenigen Dörfer am Strassenrand - Mücke, Wanze, Garten, Kühl -, und sie erzählten von ihrer Arbeit. Regelmässig fahren sie hier hinaus, um Kinder zu untersuchen, gratis, und immer in Sorge, ob ihr Computer den Ritt über die Schlaglöcher übersteht. Sie sind jung und voller Idealismus. Ihre Arbeit ermöglichen Gelder ausländischer Stiftungen, in erster Linie des Grünen Kreuzes. Die Organisation will weltweit mit dem Erbe des Kalten Krieges aufräumen.

Auf die Kinder von Bagai Baranowka war Tatjana Grozdowa gestossen, Spezialärztin für Innere Medizin am Kinderspital von Saratow. Vor zwei Jahren waren im Dorf plötzlich Hautkrankheiten aufgetreten, als sei eine Epidemie ausgebrochen. Abszesse und Ekzeme bildeten sich, jeder Therapie widerstehend. Tatjana Grozdowa stellte fest, dass sie vor allem im Sommer auftauchen, wenn die Kinder im Wasser des Bagai schwimmen. Üblicherweise begleitet sie ihre Kolleginnen zu den Untersuchungen, in diesen Tagen lassen sie Abschlussarbeiten an ihrer Habilitation nicht weg.

Olga, Tanja und Alla arbeiten im Ambulatorium von Bagai Baranowka, wo aus aufgeschnittenen Infusionsflaschen immergrüne Pflanzen wachsen. In einem Raum, bezeichnet als "Operationssaal", lagern Ersatzfenster. Braun

gestrichene Holzbretter decken den Boden. Ein Anruf holt die Kinder aus der Schule, sie kommen über die Wiese gerannt und drängeln sich vor dem Untersuchungszimmer, eine quirlige Meute, mit Spielchen untereinander ausmarchend, wer an der Reihe ist. Baseballkappen tragen sie, violette Leggings, Schuhe mit Pelzrändern und Leibchen mit der Aufschrift "Racing Team".

Fünfzig Kinder untersuchen die Ärztinnen. Als sie am Abend ihre Ergebnisse vergleichen, zeigt sich das bekannte Bild: Alle sind krank. Bei jenen, die das Grüne Kreuz im vergangenen Jahr zur Therapie nach Weissrussland sandte, hat sich der Zustand zwar gebessert, aber geheilt sind sie nicht. Ihre Magen-schleimhaut ist chronisch entzündet, innere Organe und Schilddrüse sind vergrößert, Blut und Eiweisse finden sich im Urin. Alla hat die roten Blutzellen untersucht. Bei Dreiviertel der Kinder ist die Stabilität der Zellmembranen nicht normal, die Zellen sterben zu schnell. Als Ursache vermutet Alla giftige Substanzen unbekanntes Ursprungs. Sie will keine unbewiesenen Behauptungen äussern, doch wahrscheinlich ist es das Wasser. Die Menschen nutzen das vom Fluss gespiesene Grundwasser. Gelblich fließt es aus den Leitungen, ohne Aufbereitung, Tiere werden damit getränkt, Felder bewässert, und die Kinder schwimmen im Fluss, im Wissen, dass es ihnen verboten ist. 1994 trug Bürgermeister Krasilnikow Wasserproben vom Rand des Testgeländes eigenhändig ins amtliche Labor. Er hörte nie mehr etwas. Doch Alexander Krasilnikow braucht auch keine Antwort. Schau die Ufer an! Da wächst nichts mehr! Die

Bäume bleiben kahl! Das Gras verdorrt! Tatjana Grozdowa, im Umgang mit Ämtern geübt, hat die Resultate erfahren: Alles normal. Sie glaubt es nicht, es kann nicht sein. Der Fluss ist noch so jung, wenn sein Wasser das Dorf erreicht. Woher sonst sollte er seine Fracht haben? Die nächsten Fabriken, sie produzieren Zement, sind dreissig Kilometer entfernt. Alla Boucharskaya, die Biochemikerin, hat bei ihrem Besuch nun neue Wasserproben entnommen. Sie sollen in einem anderen Labor untersucht werden. Wir brauchen Beweise, sagt Tatjana Grozdowa. Solange wir keine Beweise haben, behandelt uns das Militär wie Spioninnen.

Im Vertrag von Rapallo, wenige Jahre nach Ende des 1. Weltkriegs abgeschlossen, vereinbarten die einstigen Gegner Russland und Deutschland politisch zusammenzuarbeiten. Die Allianz weitete sich aus. Bereits 1923 hatte die Reichswehr im Geheimen neue chemische Kampfstoffe zu entwickeln begonnen. Für ihre Produktion und Erprobung war sie jedoch auf ein Testgebiet ausserhalb des Kontrollbereichs der Siegermächte angewiesen. Zusammen mit dem neuen Verbündeten baute die deutsche Armee am unteren Wolgalauf, Stammland der Wolgadeutschen, die Rusk Germanskaja Fabrika Bersol, weitgehend finanziert über eine deutsche Tarnfirma. Russland machte sich das Wissen des Partners zu eigen und entwickelte die Technik weiter. Im Hinterland von Saratow entstand eines der wichtigsten Forschungszentren des Landes, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges Arbeitsstätte für zehntausend Menschen. Im Gespräch mit Behörden lassen wir uns sagen,

hier sei das Mutterland der chemischen Waffen. Nicht spürbar wurde, ob die Bezeichnung stolz oder bedauernd gemeint war.

Adamsit, Lewisit, Yperit, Soman, Tabun und Sarin lagern in der Steppe um Saratow. Niemand ausserhalb des militärischen Zirkels weiss, ob das alles ist. Wo beispielsweise ist hingekommen, was ich selbst entwickeln half, fragt der Chemiker Wladimir Uglew. Bis 1993 war er hier für das Verteidigungsministerium beschäftigt, dann sagte er sich los und machte publik, was er gesehen und erlebt hatte. Als gewähltes Ratsmitglied seines Wohnorts vertraute er auf die zugesicherte Immunität. Er täuschte sich. Wladimir Uglew verlor seine Arbeit und wurde als Verräter angeklagt.

Was den Ansprüchen der Militärs an Grausamkeit noch genügt, liegt in Hallen. Ein Film des russischen Fernsehens klärt über die Sicherheit auf. Die Kamera nähert sich Soldatinnen, die vor einem der Lager Wache halten. Die Frauen lachen. Nein, da ist Nichts. Ja, sie haben Kinder, gesunde Kinder. Von Behörden lassen wir uns versichern, dass seit den Giftgasanschlägen in Japan die Bestimmungen verschärft worden seien, und alle Waffen befänden sich nun in verschlossenen Gebäuden, eine Neuerung offensichtlich. Wo das Gift nicht in Granaten abgefüllt ist, sondern in Fässern lagert, habe man die Behälter entrostet und frisch gestrichen, und regelmässig würde jetzt die Dicke ihrer Wände gemessen, offenbar ebenfalls eine Neuerung. Gibt es Unfälle? Nein. Doch, sagt Nikitina Wladimirowna, in Saratow Redaktorin bei der kritischen Zeitschrift "Alarm". Kürzlich sei ein Soldat bei einem

Rundgang vergiftet worden, sein Hund gestorben. Über die genauen Umstände ist nichts bekannt.

Was den Ansprüchen nicht mehr genügt, liegt im Boden vergraben. Sind die Lager sicher? Nein, sagt Redaktorin Wladimirowna. Im vergangenen Jahr fand man auf ehemaligem Militärgelände bei Erdarbeiten Kanister mit Chemikalien. Sie waren undicht. Das waren Abfälle einer Firma, die Pestizide herstellte, sagen die Behörden. Das waren keine Abfälle, sagt die Redaktorin. Es waren zwar auch keine chemischen Waffen, sondern Stoffe mit ähnlichen, aber schwächeren Wirkungen. Klar ist für sie, dass das Militär den Überblick über seinen Besitz verloren hat. Olga Pitsunowa, radikalste Kämpferin gegen chemische Waffen im Verwaltungsbezirk Saratow, bestätigt das. An den Wänden ihrer Wohnung hängen Plakate aus Amerika, die eine umweltgerechte Vernichtung der chemischen Waffen jenseits des Atlantiks fordern. Olga Pitsunowa war dort; nicht nur Russland hat Probleme mit den Folgen des Rüstungswahns. Einst waren die Lager in der Tat erfasst, sagt sie. Doch dann wurden die Waffen ausgegraben, weil man auf die Idee gekommen war, das Gift als Schutzanstrich für Schiffe zu verwenden. Es sollte Algen und Muscheln von den Rümpfen fernhalten. Ist das tatsächlich wahr? Ja, sagt Olga Pitsunowa. Da Schiffe mit solchen Anstrichen in internationalen Gewässern aber nicht zugelassen sind, musste die Entsorgungsaktion abgebrochen werden. Das Gift wurde wieder vergraben, diesmal ohne Plan. Was noch greifbar sei, werde jetzt vernichtet.

Auf dem Schulhausplatz von Bagai Baranowka spielen die Kinder in der Sonne Basketball. Es ist Pause. Sie scheinen unbeschwert, nichts ist ihnen anzumerken. Doch was kommt auf sie zu? Das im Testgelände verscharrete Adamsit enthält Arsen. Im Haar der Kinder stellte Tatjana Grozdowa eine leicht erhöhte Konzentration des Elements fest, aber nicht im Urin. Nun sucht sie nach Abbauprodukten im Stoffwechsel. Die kaum heilenden Abszesse und Ekzeme erinnern in ihrer Hartnäckigkeit an die Auswirkungen von Hautgiften, zu Krebs verändern können sich die chronischen Magenentzündungen, und weshalb die schlechten Blutwerte? Tatjana Grozdowa will nicht an Zufälle glauben. Es kann nicht nur die schlechte Ernährung sein, das geschwächte Immunsystem.

Russland hat 1993 den weltweiten Abrüstungsvertrag für chemische Waffen mitunterschrieben. Doch die Ratifizierung steht noch bevor, und es scheint, als versuche das Land die Zeit bis dahin zu nutzen, möglichst viel seiner Lagerbestände zu verbrennen. Das ist die billigste und die gefährlichste Technik. Inzwischen bestehen zwar Pläne für eine Anlage zur Neutralisierung der Gifte, bereits im kommenden Herbst soll in der Nähe von Saratow mit dem Bau begonnen werden, aber Russland wird diese ungefährliche Form der Vernichtung kaum zu finanzieren vermögen. Wir brauchen zuerst eine Katastrophe, sagt Nikolaj Makarewitsch, Vorsteher des ökologischen Komitees der Duma von Saratow. Die Menschen von Bagai Baranowka sprechen

nicht darüber, schliesslich lebt man schon lange mit der Bedrohung, man hat sich daran gewöhnt. Sollten erneut Giftgaswolken über das Dorf ziehen, wird Bürgermeister Krasilnikow die Vergifteten in einen Bus setzen und mit ihnen ins nächste grössere Spital fahren. Aber was tun, wenn der Weizen dieses Jahr wieder so schlecht wächst wie im vergangenen, wenn der Sommer wieder so trocken wird? Wir werden eine Hungersnot haben, sagt Alexander Kureschin, Leiter des Fuhrparks auf der Kolchosa. Er schaut seinen Männern zu, die über einer Egge kauern und sie für die Feldarbeit vorbereiten. Ein Raupenschlepper fährt vorbei, der Diesel auf höchsten Touren drehend. Das Gefährt gräbt sich tief in den morastigen Boden.

Publiziert in: „Neue Zürcher Zeitung“

© Christian Schmidt